

**DANIEL
SILVA**

EIN GABRIEL ALLON-THRILLER

DIE ATTENTÄTERIN

**SPIEGEL
Bestseller**

HarperCollins

Daniel Silva

Die Attentäterin

Thriller

Aus dem Amerikanischen von
Wulf Bergner

Harper
Collins

HarperCollins®



Copyright © 2017 by HarperCollins
in der HarperCollins Germany GmbH

Titel der amerikanischen Originalausgabe:
The Black Widow
Copyright © 2016 by Daniel Silva

erschienen bei:
Harper, New York

Published by arrangement with
HarperCollins *Publishers* L.L.C., New York

Covergestaltung: büropecher, Köln
Coverabbildung: melis / Shutterstock
Redaktion: Thorben Buttke
E-Book-Produktion: [GGP Media GmbH](#), Pößneck

ISBN E-Book 9783959676564

www.harpercollins.de

Für Stephen L. Carter, für Freundschaft und Vertrauen.
Und wie immer für meine Frau Jamie
und meine Kinder Nicholas und Lily

Die schwarzen Fahnen werden aus Osten kommen,
geführt von mächtigen Männern mit langen Haaren und
Bärten, die sich nach ihren Heimatstädten nennen.

AUS DEN HADITHEN

Gib mir ein Mädchen im formbaren Alter, dann ist es
lebenslanglich mein.

Muriel Spark, DIE LEHRERIN

VORWORT

Mit der Arbeit an diesem Roman habe ich begonnen, bevor die als „Islamischer Staat“ bekannte islamische Terrormiliz in Paris und Brüssel eine Welle von Schießereien und Bombenanschlägen verübte, die über 160 Todesopfer forderte. Nachdem ich kurz überlegt hatte, ob ich das Manuskript beiseitelegen sollte, entschied ich mich dafür, es wie ursprünglich geplant abzuschließen, als hätten sich diese tragischen Ereignisse in der imaginären Welt, in der meine Gestalten leben und arbeiten, noch nicht ereignet. Die Ähnlichkeiten zwischen den realen und den fiktiven Anschlägen, auch die Verbindungen zu dem Brüsseler Stadtteil Molenbeek, sind reiner Zufall. Ich bin nicht stolz auf meine Vorahnung. Ich wünschte mir nur, der mörderische, fanatische Terrorismus des Islamischen Staats lebte einzig und allein auf den Seiten dieses Romans.

TEIL EINS

RUE DES ROSIERS

LE MARAIS, PARIS

Es war Toulouse, das sich als Hannah Weinbergs Verderben erweisen sollte. An jenem Abend telefonierte sie mit Alain Lambert, ihrem Verbindungsmann im Innenministerium, und erklärte ihm, diesmal müsse unbedingt etwas getan werden. Alain versprach eine rasche Reaktion. Sie würde entschlossen ausfallen, versicherte er Hannah, wobei „entschlossen“ die Standardformel eines Funktionärs war, der in Wirklichkeit nichts zu tun beabsichtigte. Am Morgen danach besuchte der Minister den Ort des Überfalls und rief mit vagen Worten zu „Dialog und Aussöhnung“ auf. Den Eltern der drei Opfer sprach er lediglich sein Bedauern aus. „Wir wollen besser werden“, sagte er vor seiner Rückkehr nach Paris. „Das müssen wir.“

Sie waren zwölf Jahre alt, die Opfer, zwei Jungen und ein Mädchen, alle drei Juden, obwohl die französischen Medien es in den ersten Berichten versäumten, ihre Konfession zu erwähnen. Sie machten sich auch nicht die Mühe, darauf hinzuweisen, dass die sechs Angreifer Muslime waren, sondern bezeichneten sie nur als Jugendliche aus einer Banlieue im Osten der Stadt. Die Schilderung des Überfalls war vage bis zur Ungenauigkeit. Wie der französische Rundfunk meldete, sei es vor einer Patisserie zu einer Auseinandersetzung gekommen. Dabei seien drei Personen verletzt worden, eine davon schwer. Die Polizei habe Ermittlungen aufgenommen. Festnahmen habe es keine gegeben.

Tatsächlich war dies keine Auseinandersetzung, sondern ein sorgfältig geplanter Überfall gewesen. Und die Angreifer waren keine Jugendlichen, sondern junge Männer Anfang zwanzig, die auf der Suche nach Juden, denen sie etwas antun konnten, in die Innenstadt von Toulouse gekommen waren. Dass ihre Opfer Kinder waren, schien sie nicht zu stören. Die beiden Jungen wurden mit Füßen getreten, bespuckt und anschließend blutig geschlagen. Das Mädchen drückten sie aufs Pflaster und zerschnitten ihm das Gesicht mit einem Messer. Bevor die Angreifer flüchteten, wandten sie sich an eine Gruppe wie gelähmt dastehender Augenzeugen und riefen: „*Chaibar, Chaibar, ja-Jahud!*“ Obwohl die Zuschauer das nicht wussten, bezog der arabische Ruf sich auf die muslimische Eroberung einer jüdischen Oase nördlich der heiligen Stadt Medina im siebten Jahrhundert. Die Botschaft war eindeutig. Die Heerscharen Mohammeds, riefen die sechs jungen Männer, zögen in den Krieg gegen die französischen Juden.

Bedauerlicherweise ereignete der Überfall in Toulouse sich nicht ohne Präzedenzfälle oder reichliche Vorwarnung. Frankreich erlebte gegenwärtig die schlimmsten Ausschreitungen gegen Juden seit dem Holocaust. Auf Synagogen waren Brandanschläge verübt, Grabsteine waren umgeworfen, Läden geplündert, Häuser verwüstet und mit Hassparolen besprüht worden. Allein im Vorjahr hatte es insgesamt über viertausend dokumentierte Anschläge gegeben, die Hannah und ihr Team im Isaac-Weinberg-Zentrum für das Studium des Antisemitismus in Frankreich sorgfältig aufgezeichnet und analysiert hatten.

Das nach Hannahs Großvater benannte Zentrum war vor zehn Jahren unter scharfen Sicherheitsvorkehrungen eröffnet worden. Gegenwärtig war es die angesehenste französische Einrichtung dieser Art, und Hannah Weinberg galt als bedeutendste Chronistin der neuen antisemitischen

Welle in Frankreich. Für ihre Unterstützer war sie eine „militante Mahnerin“, eine Frau, die vor nichts haltmachte, wenn es darum ging, Frankreich anzutreiben, seine belagerte jüdische Minderheit zu schützen. Ihre Kritiker drückten sich weit weniger wohlwollend aus. Deshalb hatte Hannah längst aufgehört, alles zu lesen, was in der Presse oder den Kloaken des Internets über sie geschrieben wurde.

Das Weinberg-Zentrum stand in der Rue des Rosiers, der prominentesten Straße im bekanntesten jüdischen Viertel von Paris. Hannahs Wohnung lag gleich um die Ecke in der Rue Pavée. Auf dem Namensschild neben ihrem Klingelknopf stand MME. BERTRAND, eine der wenigen Sicherheitsvorkehrungen, die sie zu ihrem Schutz ergriff. Von den Besitztümern dreier Generationen ihrer Familie umgeben, zu denen eine bescheidene Gemäldesammlung und mehrere Hundert antiker Brillen – ihre geheime Leidenschaft – gehörten, lebte sie dort allein. Mit fünfundfünfzig Jahren war sie ledig und kinderlos. Wenn die Arbeit es zuließ, gestattete sie sich manchmal einen Liebhaber. Alain Lambert, ihr Verbindungsmann im Innenministerium, war einmal eine angenehme Ablenkung in einer schlimmen Zeit gewesen, in der sich antisemitische Vorfälle gehäuft hatten. Nach dem Besuch seines Ministers in Toulouse rief er Hannah spätabends zu Hause an.

„So viel zu seiner Entschlossenheit“, sagte sie sarkastisch. „Er sollte sich schämen!“

„Wir haben unser Bestes getan.“

„Euer Bestes ist nicht gut genug.“

„Es ist besser, in solchen Zeiten kein Öl ins Feuer zu gießen.“

„Das haben die Leute im Sommer neunzehnhundertzweiundvierzig auch gesagt.“

„Wir wollen nicht allzu emotional werden.“

„Du lässt mir keine andere Wahl, als eine Stellungnahme zu veröffentlichen, Alain.“

„Wähle deine Worte sorgfältig. Wir sind die Einzigen, die zwischen ihnen und euch stehen.“

Hannah legte auf. Dann zog sie die oberste Schublade ihres Schreibtischs auf und nahm einen einzelnen Schlüssel heraus. Damit ließ sich eine Tür am Ende des Flurs aufsperrern. Dahinter lag ein Kinderzimmer, Hannahs Zimmer, wie in der Zeit erstarrt. Ein Himmelbett mit einem Himmel aus weißer Spitze. Regale voller Plüschtiere und Spielsachen. Ein verblasstes Foto eines US-Filmstars und Mädchenschwarms. Und über der provenzalischen Kommode hing – im Halbdunkel fast unsichtbar – ein Gemälde von Vincent van Gogh. *Marguerite Gachet an ihrem Toilettentisch ...* Hannah ließ ihre Fingerspitze über die Pinselstriche gleiten und dachte an den Mann, der das Bild zum ersten und einzigen Mal restauriert hatte. Wie hätte *er* auf ihre Herausforderungen reagiert? Nein, sagte sie sich lächelnd. Das wäre keine Option.

Sie streckte sich auf ihrem Kinderbett aus und verfiel zu ihrer großen Überraschung in traumlosen Schlaf. Und als sie aufwachte, war ihr Plan fertig.

Den größten Teil der folgenden Woche verbrachten Hannah und ihr Team damit, unter strengster operativer Geheimhaltung zu arbeiten. Potenzielle Teilnehmer wurden dezent angesprochen, Zögernde unter Druck gesetzt, Geldgeber angezapft. Zwei von Hannahs verlässlichsten Großspendern verweigerten sich, weil sie wie der Innenminister glaubten, man solle jetzt lieber kein Öl ins Feuer gießen. Um ihren Ausfall zu kompensieren, musste Hannah aus ihrem beträchtlichen Privatvermögen Geld zuschießen. Auch das war wieder Wasser auf die Mühlen ihrer Gegner.

Zuletzt stellte sich die weniger bedeutende Frage, wie Hannahs Unternehmen heißen sollte. Rachel Lévy, die PR-Chefin des Zentrums, plädierte für Farblosigkeit mit einem Schuss Verschleierung, aber Hannah überstimmte sie. Wenn Synagogen brannten, sagte sie, sei Vorsicht ein Luxus, den sie sich nicht leisten könnten. Hannah wollte Alarm schlagen, mit einem Hornsignal zum Kampf aufrufen. Sie kritzelte ein paar Wörter auf einen Notizzettel, den sie auf Rachels übervollen Schreibtisch legte.

„Das müsste medienwirksam genug sein.“

Zu diesem Zeitpunkt hatte noch kein wichtiger Gast sein Kommen angekündigt – bis auf einen nervenden amerikanischen Blogger und Kommentator im Kabelfernsehen, der eine Einladung zu seiner eigenen Beerdigung angenommen hätte. Aber dann erklärte Arthur Goldman, der berühmte Antisemitismusforscher aus Cambridge, sich bereit, nach Paris zu kommen – natürlich unter der Voraussetzung, dass Hannah ihn für zwei Nächte in seiner Lieblingssuite im Crillon unterbrachte. Mit Goldmans Zusage angelte Hannah sich Maxwell Strauss aus Yale, der keine Gelegenheit ausließ, mit seinem Konkurrenten auf demselben Podium zu sitzen. Die restlichen Teilnehmer fanden sich rasch. Der Direktor des amerikanischen Holocaust-Memorial-Museums sagte ebenso zu wie zwei wichtige Überlebende und ein Experte für den französischen Holocaust aus der Gedenkstätte Jad Waschem. Dazu kamen eine Autorin – mehr wegen ihrer ungeheuren Beliebtheit als ihres Geschichtswissens – und ein weit rechts stehender Politiker, der selten ein freundliches Wort für irgendjemanden hatte. Mehrere muslimische geistliche und politische Würdenträger wurden eingeladen. Alle sagten jedoch ab. Das tat auch der Innenminister. Darüber wurde Hannah von Alain Lambert persönlich informiert.

„Hast du wirklich geglaubt, er würde an einer Konferenz mit einem so provokanten Namen teilnehmen?“

„Gott bewahre, dass dein Minister jemals etwas Provokantes täte, Alain.“

„Was ist mit Sicherheitsmaßnahmen?“

„Wir haben immer auf uns selbst aufgepasst.“

„Keine Israelis, Hannah. Das würde die Sache in ein schiefes Licht rücken.“

Am folgenden Tag gab Rachel Lévy die Pressemitteilung heraus. Die Medien wurden zur Berichterstattung über die Konferenz eingeladen; eine begrenzte Anzahl von Plätzen würde der Öffentlichkeit zur Verfügung stehen. Einige Stunden später wurde auf einer belebten Straße im 12. Arrondissement ein religiöser Jude von einem Mann mit einem Beil angefallen und schwer verwundet. Der flüchtende Attentäter schwenkte die blutige Waffe und rief: „*Chaibar, Chaibar, ja-Jahud!*“ Die Polizei ermittelte.

Aus Zeitdruck und Sicherheitsgründen lagen nur fünf hektische Tage zwischen der Pressemitteilung und der Eröffnung der Konferenz. Deshalb wartete Hannah bis zur letzten Minute, bevor sie ihre Eröffnungsrede zu Papier brachte. Am Vorabend der Konferenz saß sie allein in ihrer Bibliothek, in der das einzige Geräusch das Kratzen ihres Füllers auf ihrem Schreibblock war.

Sie fand, dies sei der rechte Platz, ein Dokument dieser Art zu verfassen, denn die Bibliothek hatte einst ihrem Großvater gehört. Als polnischer Jude aus Lublin war er 1936 nach Paris geflüchtet – vier Jahre vor der Besetzung der Stadt durch Hitlers Wehrmacht. Am Morgen des 16. Juli 1942 – dem *Jeudi noir* oder Schwarzen Donnerstag – hatten mit Stapeln von blauen Deportationskarten ausgestattete französische Polizisten Isaac Weinberg, seine Frau und fast dreizehntausend weitere ausländische Juden festgenommen. Bevor die Schergen an seine Tür klopfen,

gelang es Weinberg noch, zwei Objekte zu verstecken: sein einziges Kind, den kleinen Marc, und den van Gogh. Marc Weinberg überlebte den Krieg auf dem Land versteckt und schaffte es 1952, die Wohnung in der Rue Pavée von der Familie zurückzubekommen, die sich dort nach dem *Jeudi noir* eingenistet hatte. Wie durch ein Wunder lag das Gemälde noch genau dort, wo Isaac Weinberg es zurückgelassen hatte: unter dem Parkett der Bibliothek, in der Hannah jetzt saß.

Drei Wochen nach ihrer Verhaftung wurden Isaac Weinberg und seine Frau nach Auschwitz deportiert und gleich nach der Ankunft vergast. Sie waren nur zwei der über fünfundsiebzigtausend Juden aus Frankreich, die in den Todeslagern Hitlerdeutschlands umkamen – ein bleibender Makel der französischen Geschichte. Aber konnte so etwas wieder passieren? Und wurde es Zeit, dass die vierhundertfünfundsiebzigtausend Juden Frankreichs, die drittgrößte jüdische Gemeinde der Welt, ihre Koffer packten und das Land verließen? Das war die Frage, die Hannah zum Thema ihrer Konferenz gemacht hatte. Viele Juden hatten Frankreich bereits verlassen. Allein im vergangenen Jahr waren fünfzehntausend nach Israel ausgewandert, und ihre Zahl stieg von Tag zu Tag weiter. Hannah dachte jedoch nicht daran, sich ihnen anzuschließen. Die Idee, woanders als im 4. Pariser Arrondissement zu leben, war für sie unvorstellbar. Trotzdem fühlte sie sich dazu verpflichtet, ihre jüdischen Mitbürger vor dem heraufziehenden Sturm zu warnen. Noch war diese Bedrohung nicht existenzgefährdend. Aber wenn ein Haus brennt, schrieb Hannah jetzt, sollte man sich klugerweise nach dem nächsten Ausgang umsehen.

Ihre erste Version war kurz vor Mitternacht fertig. Sie sei zu stringent, fand Hannah, und vielleicht etwas zu polemisch. Sie glättete die größten Kanten und fügte einige

deprimierende Statistiken ein, die ihre Argumentation unterstützten. Dann tippte sie das Redemanuskript auf ihrem Laptop, druckte ein Exemplar aus und schaffte es, kurz vor zwei Uhr ins Bett zu kommen. Ihr Wecker klingelte um sieben Uhr; auf dem Weg unter die Dusche trank sie eine Schale *Café au Lait*. Danach saß sie im Bademantel am Toilettentisch und betrachtete nachdenklich ihr Gesicht im Spiegel. Ihr Vater hatte von seiner einzigen Tochter einmal brutal ehrlich gesagt, Gott habe sie großzügig mit Verstand, aber sparsam mit Schönheit bedacht. In ihr lockiges dunkles Haar mischten sich graue Strähnen, gegen die sie nichts unternahm. Sie hatte eine prominente Adlernase und braune Augen. Sie war nie wirklich hübsch gewesen, aber andererseits war sie auch nie für dumm gehalten worden. In Zeiten wie diesen war ihr Aussehen vorteilhaft, fand sie.

Sie legte etwas Make-up auf, um die Schatten unter ihren Augen zu verdecken, und frisierte sich sorgfältiger als gewöhnlich. Dann zog sie sich rasch an – Rock und Pullover in dunklen Tönen, blickdichte Strümpfe, Pumps mit niedrigen Absätzen – und ging die Treppe hinunter. Nachdem sie den Innenhof durchquert hatte, zog sie die schwere Haustür eine Handbreit auf und spähte auf die Straße hinaus. Es war kurz nach acht Uhr; unter einem bleigrauen Vorfrühlingshimmel strömten Pariser und Touristen auf den Gehsteigen vorbei. Niemand schien darauf zu lauern, dass eine intelligent aussehende Mittfünfzigerin das Apartmenthaus mit der Nummer vierundzwanzig verließ.

Das tat sie jetzt und ging an einigen schicken Boutiquen vorbei die Rue des Rosiers entlang. Einige Schritte weit schien dies eine gewöhnliche Pariser Straße in einem der besseren Arrondissements zu sein. Dann kam Hannah an einer koscheren Pizzeria und mehreren Falafel-Ständen mit Werbetafeln in hebräischer Schrift vorbei, die das wahre

Wesen dieser Straße enthüllten. Sie stellte sich vor, wie es hier am Morgen des *Jeudi noir* ausgesehen haben musste. Wie die hilflosen Zusammengetriebenen den einen Koffer umklammernd, den jeder mitnehmen durfte, auf offene Lastwagen kletterten. Wie die Nachbarn in den Fenstern liegend auf die Straße hinabstarrten: manche stumm und beschämt, andere kaum imstande, ihre Freude über das Unglück einer verachteten Minderheit zu verbergen. Hannah stand dieses Bild vor Augen – Pariser, die den todgeweihten Juden zum Abschied nachwinkten –, als sie mit rhythmisch übers Pflaster klappernden Absätzen durch den grauen Tag weiterhastete.

Das Weinberg-Zentrum lag am ruhigen Ende der Straße in einem dreistöckigen Gebäude, das vor dem Krieg eine auf Jiddisch erscheinende Zeitung und eine Mantelfabrik beherbergt hatte. Eine Schlange aus mehreren Dutzend Menschen wartete vor dem Eingang, an dem zwei Sicherheitsleute in dunklen Anzügen, beide junge Männer Anfang zwanzig, jeden Besucher gründlich durchsuchten. Hannah schlüpfte an ihnen vorbei und fuhr zum VIP-Empfang hinauf. Arthur Goldman und Max Strauss beobachteten einander misstrauisch über Tassen mit schwachem *Café américain* hinweg. Die berühmte Autorin sprach mit einem der Überlebenden; der Direktor des Holocaust-Museums unterhielt sich mit dem Spezialisten vom Yaad Vashem, einem alten Freund. Nur der nervende amerikanische Kommentator schien keinen Gesprächspartner zu haben. Er lud sich Croissants und Brioche auf seinen Teller, als habe er seit Tagen gefastet. „Keine Sorge“, sagte Hannah lächelnd. „Wir haben ein gemeinsames Mittagessen vorbereitet.“

Sie wechselte mit jedem der Podiumsgäste ein paar Worte, bevor sie den Korridor entlang zu ihrem Büro weiterging. Dort las sie ihre Begrüßungsworte nochmals

durch, bis Rachel Lévy den Kopf durch die Tür steckte und stumm auf ihre Armbanduhr deutete.

„Wie voll ist der Saal?“, fragte Hannah.

„Überfüllt.“

„Und die Medien?“

„Alle sind da, auch die *New York Times* und die BBC.“

In diesem Augenblick piepste Hannahs Smartphone. Eine SMS von Alain Lambert aus dem Innenministerium. Sie las die Nachricht stirnrunzelnd.

„Was gibt's?“, fragte Rachel.

„Alain ist wieder mal Alain.“

Hannah ließ ihr Smartphone auf dem Schreibtisch liegen, nahm ihr Manuskript mit und ging hinaus. Rachel Lévy wartete einige Sekunden lang, dann gab sie Hannahs nicht so sicheren Sicherheitscode ein. Alain Lamberts SMS war nur vier Wörter lang.

SEI VORSICHTIG, MEINE LIEBE.

Im Weinberg-Zentrum war kein Platz für einen großen Saal, aber der Vortragssaal im obersten Stock gehörte zu den besten im Marais. Eine lange Fensterfront aus wandhohen Elementen bot einen prachtvollen Ausblick über die Dächer in Richtung Seine, und an den Wänden hingen große Schwarz-Weiß-Fotos, die jüdisches Leben in Paris vor dem *Jeudi noir* zeigten. Alle Abgebildeten waren dem Holocaust zum Opfer gefallen, auch Isaac Weinberg, der kein Vierteljahr vor der Katastrophe in seiner Bibliothek fotografiert worden war. Hannah fuhr im Vorbeigehen mit dem Zeigefinger über das Foto, wie sie van Goghs Pinselstriche berührt hatte. Nur sie kannte den geheimen Zusammenhang zwischen dem Gemälde, ihrem Großvater und dem Zentrum, das seinen Namen trug. Nein, dachte sie plötzlich, das stimmt nicht ganz. Der Restaurator kennt ihn auch.

Auf dem Podium vor der Fensterfront stand ein rechteckiger langer Tisch, und auf dem Parkett waren zweihundert Stühle in zehn Reihen angeordnet. Alle Stühle waren besetzt, und auf den Stehplätzen an der Rückwand drängten sich noch mal etwa hundert Zuhörer. Hannah nahm ihren Platz ein – sie hatte sich bereit erklärt, als Puffer zwischen Goldman und Strauss zu fungieren – und hörte zu, wie Rachel Lévy das Publikum bat, seine Handys auszuschalten. Dann war sie an der Reihe. Sie schaltete das Mikrofon ein und sah auf die erste Zeile ihres Manuskripts hinunter. „Es ist eine nationale Tragödie, dass eine Konferenz dieser Art überhaupt stattfindet ...“ Und dann hörte sie ein Geräusch von der Straße herauf, ein Knallen, als würden Feuerwerkskörper gezündet, bevor ein arabischer Ruf erklang.

„Chaibar, Chaibar, ja-Jahud!“

Hannah verließ das Podium und trat rasch an eines der wandhohen Fenster.

„O Gott“, flüsterte sie.

Sie warf sich herum und wollte den Podiumsgästen eine Warnung zurufen, aber die Detonation übertönte ihre Worte. Im nächsten Augenblick tobte ein Wirbelsturm aus Glassplittern, Stühlen, Ziegelsteinen, Kleidungsstücken und menschlichen Gliedmaßen durch den Saal. Hannah fühlte, dass sie nach vorn kippte, wusste aber nicht, ob sie stürzte oder flog. Aus dem Augenwinkel heraus sah sie Rachel Lévy wie eine Ballerina vorbeikreiseln. Dann verschwand Rachel wie alles andere hinter grauen Schleiern.

Zuletzt kam sie zur Ruhe, vielleicht auf dem Rücken, vielleicht auf der Seite, vielleicht auf der Straße, vielleicht unter Beton und Ziegeln begraben. Die Stille war bedrückend. Sie wollte sich Gesteinsstaub aus den Augen wischen, aber ihr rechter Arm gehorchte ihr nicht. Dann merkte Hannah, dass sie keinen rechten Arm mehr hatte.

Anscheinend auch kein rechtes Bein mehr. Sie drehte den Kopf etwas zur Seite und sah einen Mann neben sich liegen. „Professor Strauss, sind Sie das?“ Aber der Mann sagte nichts. Er war tot. Bald bin ich auch tot, dachte Hannah.

Plötzlich fror sie schrecklich. Das musste von dem Blutverlust kommen. Oder vielleicht von dem Windstoß, der für kurze Zeit den schwarzen Rauch vertrieb. Nun erkannte sie, dass sie und der Mann, der Professor Strauss sein konnte, inmitten von Trümmern auf der Rue des Rosiers lagen. Und über ihr stand eine Gestalt ganz in Schwarz, die mit einem Sturmgewehr auf sie zielte. Eine schwarze Sturmhaube verbarg das Gesicht, aber die Augen waren sichtbar. Sie waren schockierend schön, zwei Kaleidoskope aus Haselnuss und Kupfer. „Bitte“, flüsterte Hannah, aber in den Augen hinter der Maske brannte nur religiöser Eifer. Dann kam ein weißer Lichtblitz, und Hannah ging auf einmal heil und gesund einen Flur entlang. Sie öffnete die Tür ihres früheren Kinderzimmers und tastete im Dunkel nach dem van Gogh. Aber das Gemälde war anscheinend schon fort. Und im nächsten Augenblick war Hannah tot.

RUE DE GRENELLE, PARIS

Später würden die französischen Behörden feststellen, dass die Sprengladung über fünfhundert Kilo gewogen haben musste. Sie war in einem Lieferwagen, einem weißen Renault Trafic, versteckt gewesen und nach Aufzeichnungen der vielen Überwachungskameras in dieser Straße um Punkt zehn Uhr detoniert – genau zur Eröffnung der Konferenz im Weinberg-Center. Die Terroristen waren auf die Minute pünktlich gewesen.

Nachträglich betrachtet war die Autobombe für solch ein bescheidenes Ziel unnötig groß gewesen. Französische Fachleute berechneten, dass zweihundert Kilo Sprengstoff vermutlich ausgereicht hätten, um das Gebäude einstürzen zu lassen und alle darin zu verwunden oder zu töten. Mit fünfhundert Kilo ließ die Bombe jedoch entlang der gesamten Rue des Rosiers Gebäude einstürzen und Fenster zersplittern. Die Druckwelle war so stark, dass die Pariser Erdbebenwarte ein leichtes Beben registrierte, und richtete auch unterirdische Schäden an. Im ganzen Arrondissement rissen Gas- und Wasserleitungen, und ein Métro-Zug entgleiste bei der Einfahrt in die Station Hôtel de Ville. Weil die Polizei von einem Anschlag auf die U-Bahn ausging, ließ sie die gesamte Métro räumen. Das führte zu einem Verkehrschaos in der Innenstadt, das den Attentätern unerwartet zu Hilfe kam.

Auf der Rue des Rosiers riss die Urgewalt der Detonation einen sechs Meter tiefen Krater. Von dem Renault Trafic blieb nichts übrig außer der linken Hecktür, die – seltsamerweise intakt – fast einen Kilometer weit entfernt in der Seine treibend entdeckt wurde. Später stellten die Ermittler fest, dass das Fahrzeug in Vaulx-en-Velin, einem düsteren Vorort von Lyon mit mehrheitlich muslimischer Einwohnerschaft, gestohlen worden war. Am Vorabend des Anschlags war es von Unbekannten nach Paris gefahren und vor einem Bad- und Küchenstudio am Boulevard Saint-Germain abgestellt worden. Dort hatte es gestanden, bis es um 8.10 Uhr am folgenden Tag von einem Mann abgeholt wurde. Er war bartlos, ungefähr einen Meter fünfundsiebzig groß, trug Baseballmütze und Sonnenbrille. Er fuhr scheinbar ziellos kreuz und quer durch Paris, bis er dann um 9.20 Uhr vor dem Gare du Nord einen Komplizen einsteigen ließ. Die französischen Sicherheits- und Geheimdienste gingen anfangs davon aus, dort sei ein zweiter Mann zugestiegen. Die Auswertung der Überwachungsvideos zeigte jedoch, dass der Komplize eine Frau gewesen war.

Als der Renault den Marais erreichte, hatten beide Insassen sich mit schwarzen Sturmhauben getarnt. Und als sie vor dem Weinberg-Zentrum aus dem Wagen sprangen, waren sie mit Kalaschnikows, Pistolen und Handgranaten schwer bewaffnet. Die beiden Sicherheitsleute des Zentrums und vier noch wartende Besucher wurden sofort erschossen. Ein Passant, der beherzt dazwischengehen wollte, wurde kaltblütig erledigt. Andere Fußgänger auf der schmalen Straße ergriffen klugerweise die Flucht.

Die Schießerei vor dem Weinberg-Zentrum endete um 9.59.30, und die beiden maskierten Attentäter gingen ohne sonderliche Eile zur Rue Vieille-du-Temple weiter, wo sie einen beliebten Fleischerladen betraten. Dort warteten acht Kunden in einer ordentlichen Schlange. Alle wurden

erschossen, auch die einzelne Verkäuferin, die um ihr Leben flehte, bevor sie von mehreren Schüssen getroffen zusammenbrach.

Im selben Augenblick ging auf der Rue des Rosiers die Autobombe hoch. Die Druckwelle ließ die Schaufenster des Fleischerladens zersplittern, aber ansonsten blieb das Gebäude heil. Die beiden Attentäter flüchteten nicht sofort vom Tatort. Stattdessen kehrten sie in die Rue des Rosiers zurück, wo eine letzte Überwachungskamera aufzeichnete, wie sie methodisch das Trümmerfeld absuchten und Verletzte und Sterbende erschossen. Zu ihren Opfern gehörte Hannah Weinberg, die von zwei Schüssen getroffen wurde, obwohl sie ohnehin praktisch keine Überlebenschance hatte. Die Terroristen waren ebenso grausam wie kompetent. Von der Frau gab es Aufnahmen, die zeigten, wie sie gelassen eine Ladehemmung ihrer Kalaschnikow beseitigte, bevor sie einen Verletzten erschoss, der kurz zuvor noch im dritten Stock des Zentrums gesessen hatte.

Nach dem Bombenanschlag blieb der Marais mehrere Stunden lang völlig abgeriegelt, nur für Rettungsmannschaften und Ermittler zugänglich. Als am Spätnachmittag alle Brände gelöscht und keine weiteren Detonationen zu befürchten waren, traf schließlich der französische Präsident ein. Nachdem er den Tatort besichtigt hatte, sprach er von einem „Holocaust im Herzen von Paris“. Das kam in den unruhigeren Banlieues nicht gut an. In einer fand eine spontane Feier statt, die aber rasch von Bereitschaftspolizei aufgelöst wurde. Die meisten Medien ignorierten diesen Vorfall. Ein Polizeisprecher nannte ihn „eine unangenehme Ablenkung“ von der wichtigeren Aufgabe, die Täter aufzuspüren.

Ihre Flucht aus dem Marais war wie das gesamte Unternehmen penibel geplant und wurde exakt ausgeführt.

Ein Motorroller Peugeot Satelis mit zwei schwarzen Helmen stand in einer Nebenstraße für sie bereit. Sie fuhren nach Norden davon – der Mann am Lenker, die Frau mit um seine Taille geschlungenen Armen als Sozia –, ohne von den heranrasenden Polizei- und Rettungsfahrzeugen bemerkt zu werden. Letztmals fotografiert wurden sie von einer Überwachungskamera in dem Weiler Villeron im Department Val-d'Oise. Ab Mittag waren sie die Zielpersonen der größten Fahndung, die Frankreich je erlebt hatte.

Police Nationale und Gendarmerie errichteten Straßensperren, kontrollierten Bus- und Bahnreisende, durchsuchten Lagerhäuser und kontrollierten mögliche Schlupfwinkel. Aber in einem eleganten alten Gebäude in der Rue de Grenelle waren vierundachtzig Männer und Frauen mit einer ganz anderen Art Fahndung beschäftigt. Unter dem Decknamen „Alphagruppe“ bildeten sie ein geheimes Team des französischen Inlandsgeheimdiensts DGSI. Die Gruppe, wie sie informell genannt wurde, war vor sechs Jahren nach einem dschihadistischen Selbstmordanschlag auf ein bekanntes Restaurant an der Avenue des Champs-Élysées aufgestellt worden. Sie war auf die Unterwanderung des dschihadistischen Untergrunds in Frankreich spezialisiert und berechtigt, „aktive Maßnahmen“ zu ergreifen, um potenzielle islamische Terroristen aus dem Verkehr zu ziehen, bevor diese gegen die Republik oder ihre Bürger aktiv werden konnten. Paul Rousseau, dem Chef der Alphagruppe, wurde nachgesagt, er habe mehr Bombenanschläge geplant als Osama bin Laden, was er keineswegs leugnete, auch wenn er rasch hinzufügte, er habe noch keine seiner Bomben zünden müssen. Die Agenten der Alphagruppe waren Meister der Täuschung, und Paul Rousseau war ihr unbestrittener Meister und Leitstern.

Mit seinen Tweedsakkos, seinen grauen Locken und seiner unvermeidlichen Pfeife wirkte Rousseau eher wie ein

zerstreuter Professor als ein skrupelloser Geheimpolizist – und das aus gutem Grund. Seine Karriere hatte an der Universität begonnen, und dorthin wünschte er sich in dunkleren Augenblicken manchmal zurück. Rousseau hatte an der Sorbonne französische Literatur des 19. Jahrhunderts gelehrt, als ein Freund beim Geheimdienst ihn gebeten hatte, einen Auftrag für den Inlandsnachrichtendienst DST zu übernehmen. Das war 1983 gewesen, als eine Welle von Bombenanschlägen und Morden einer linken Terrororganisation, die sich Action Directe nannte, das Land erschütterte. Rousseau hatte sich einer Einheit angeschlossen, die den Auftrag hatte, die Action Directe zu zerschlagen, und die Gruppierung durch eine Serie brillanter Unternehmen in die Knie gezwungen.

Rousseau war beim DST geblieben und hatte verschiedene Wellen linker und nahöstlicher Terroristen abgewehrt, bis seine geliebte Frau Colette im Jahr 2004 ihren langen Kampf gegen Leukämie verloren hatte. Der untröstliche Witwer hatte sich in seine bescheidene Villa im Luberon zurückgezogen und seine geplante mehrbändige Proust-Biografie begonnen. Dann war der Anschlag auf den Champs-Élysées verübt worden. Rousseau war bereit gewesen, sich reaktivieren zu lassen – aber nur unter einer Bedingung. Er hatte keine Lust, mutmaßliche Terroristen zu beschatten, ihre Telefone abzuhören oder ihre Hasstiraden im Internet zu lesen. Er wollte zum Angriff übergehen. Der Direktor war ebenso einverstanden wie der Innenminister, und so wurde die Alphagruppe geboren. In den sechs Jahren ihrer Existenz hatte sie über ein Dutzend großer Attentate auf französischem Boden vereitelt. Rousseau sah den Anschlag aufs Weinberg-Zentrum nicht nur als Versagen seiner Gruppe, sondern als persönlichen Affront. Noch am selben Nachmittag rief er den DGSI-Direktor an, um seinen Rücktritt anzubieten, der natürlich nicht angenommen

wurde. „Aber als Buße“, sagte der Direktor, „sollen Sie das Monster aufspüren, das für diese Untat verantwortlich ist, und mir seinen Kopf auf einem Silbertablett bringen.“

Rousseau fand diese Anspielung deplatziert, denn er hatte nicht die Absicht, die Kreaturen, die er bekämpfte, nachzuahmen. Trotzdem stürzten seine Leute und er sich mit einem Eifer auf diese Aufgabe, der mit dem religiösen Eifer ihrer Gegenspieler mithalten konnte. Die Spezialität der Alphagruppe war der menschliche Faktor, deshalb griff sie auf Menschen zurück. In Cafés, auf Bahnhöfen und in dunklen Ecken der Städte trafen Rousseaus Agenten sich heimlich mit ihren V-Leuten: Geistlichen, Anwerbern, abgebrühten Huren, wohlmeinenden Moderaten und starr dreinblickenden verlorenen Seelen, die in der globalen Umma des Todes, die der radikale Islam verkündete, eine Heimat gefunden hatten. Manche spionierten aus Gewissensgründen. Andere spionierten für Geld. Wieder andere spionierten, weil Rousseau und seine Agenten ihnen keine andere Wahl ließen. Keiner behauptete, von dem bevorstehenden Anschlag gewusst zu haben – nicht einmal die Huren, die sonst alles zu wissen behaupteten, vor allem, wenn Geld dabei eine Rolle spielte. Auch konnte keiner die beiden Täter identifizieren. Vielleicht waren sie Eigenbrötler, Einzelgänger, die als führerlose Dschihadisten vor der Nase der französischen Geheimdienste eine Fünfhundertkilobombe gebaut und geschickt ans Ziel gebracht hatten. Möglich, dachte Rousseau, aber höchst unwahrscheinlich. Irgendwo musste es einen Drahtzieher geben, der den Anschlag geplant, die Täter angeworben und sie geschickt ferngesteuert hatte. Und den Kopf dieses Mannes würde Paul Rousseau seinem Direktor bringen.

Während alle französischen Sicherheitsdienste mit Hochdruck nach den Attentätern aufs Weinberg-Zentrum fahndeten, war Rousseaus Blick bereits fest auf eine ferne

Küste gerichtet. Wie alle guten Kapitäne blieb er bei Sturm auf der Kommandobrücke, die in diesem Fall sein Dienstzimmer im vierten Stock war. Dort schien eine Art gelehrter Unordnung zu herrschen, die durch das fruchtige Aroma seines Pfeifentabaks verstärkt wurde, denn Rousseau qualmte trotz aller amtlichen Verbote auch im Dienst ungerührt weiter. Unter seinen Fenstern mit Panzerglasscheiben, die der Direktor ihm aufgedrängt hatte, schnitten sich die Rue de Grenelle und die ruhige kleine Rue Amélie. Das Gebäude hatte keinen Eingang von der Straße aus und war nur über einen kleinen Hof zu erreichen. Ein diskretes Messingschild verkündete, hier residiere die Internationale Gesellschaft für Französische Literatur – ein Touch, auf den Rousseau besonders stolz war. Zur Tarnung gab sie eine dünne Vierteljahreszeitschrift heraus, die er immer selbst redigierte. Nach letztem Stand hatte sie zwölf Leser, die alle gründlich überprüft worden waren.

Im Inneren des Gebäudes hörte jedoch alle Heimlichtuerei auf. Der Technik-Stab war im Keller untergebracht, und den Beschattern gehörte das Erdgeschoss. Den ersten Stock nahm das überquellende Archiv der Alphagruppe ein – Rousseau zog Papier digitalen Akten vor –, und die beiden Obergeschosse waren das Reich der Agentenführer. Die meisten Männer und Frauen kamen und gingen zu Fuß oder mit ihrem Dienstwagen durchs Tor an der Rue de Grenelle. Andere benutzten den Geheimgang, der es mit dem kleinen Antiquitätengeschäft nebenan verband, das einem ältlichen Franzosen gehörte, der im Algerienkrieg für den Geheimdienst gearbeitet hatte. Paul Rousseau war das einzige Mitglied der Alphagruppe, das die schaurige Akte des Antiquitätenhändlers hatte lesen dürfen.

Ein Besucher hätte glauben können, im vierten Stock lägen Büros einer Schweizer Privatbank. Dort war alles ernst und düster und still, bis auf den Chopin, der manchmal aus

Paul Rousseaus offener Tür drang. Seine langmütige Sekretärin, die unerschütterliche Mme. Treville, saß an ihrem mustergültig ordentlichen Schreibtisch im Vorzimmer, und das zweite Büro am Ende des kleinen Korridors gehörte Christian Bouchard, Rousseaus Stellvertreter. Bouchard war alles, was Rousseau nicht war: jung, topfit, modisch gekleidet und blendend aussehend. Vor allem war Bouchard ehrgeizig. Der Direktor hatte ihn Rousseau aufgedrängt, und alle Welt glaubte, er werde eines Tages die Alphagruppe leiten. Rousseau verabscheute ihn nur ein wenig, denn Bouchard arbeitete trotz seiner offenkundigen Macken ausgezeichnet. Und er war völlig skrupellos. Wenn es irgendwo bürokratische Schmutzarbeit zu erledigen gab, war Bouchard genau der richtige Mann dafür.

Drei Tage nach dem Anschlag aufs Weinberg-Zentrum, als die Terroristen weiter flüchtig waren, fand im Innenministerium eine Besprechung der Abteilungsleiter statt. Rousseau hasste solche Treffen, bei denen es letztlich immer nur darum ging, politisch Punkte zu sammeln, deshalb schickte er Bouchard als seinen Vertreter hin. Es war fast zwanzig Uhr, als der Jüngere endlich in die Rue de Grenelle zurückkam. Er betrat Rousseaus Büro und legte ihm wortlos zwei Farbfotos auf den Schreibtisch. Sie zeigten eine Frau Mitte zwanzig mit ovalem Gesicht, dunklem Teint und Augen, die Kaleidoskopen aus Haselnuss und Kupfer glichen. Auf dem ersten Foto war ihr Haar schulterlang und aus ihrer faltenlos glatten Stirn zurückgekämmt. Auf dem anderen war es mit einem Hidschab aus ungemusterter schwarzer Seide bedeckt.

„Sie wird die Schwarze Witwe genannt“, sagte Bouchard.

„Eingängig“, sagte Rousseau stirnrunzelnd. Er griff nach dem zweiten Foto, auf dem die Frau züchtig verhüllt war, und starrte in ihre unergründlichen Augen. „Wie heißt sie wirklich?“

„Safia Bourihane.“

„Algerierin?“

„Aus Aulnay-sous-Bois.“

Das war eine Banlieue nördlich von Paris. Ihre von Verbrechen heimgesuchten Wohnsiedlungen – in Frankreich als HLM, *Habitation à loyer modéré*, bekannt – gehörten zu den gewalttätigsten des Landes. Die Polizei wagte sich nur selten dorthin. Selbst Rousseau empfahl seinen gewieften Agentenführern, sich mit Informanten aus Aulnay-sous-Bois an weniger gefährlichen Orten zu treffen.

„Sie ist neunundzwanzig und in Frankreich geboren“, berichtete Bouchard. „Trotzdem hat sie sich immer zuerst als Muslimin und dann erst als Französin bezeichnet.“

„Wer hat sie identifiziert?“

„Lucien.“

Lucien Jacquard leitete die Abteilung Spionageabwehr im DGSi. Auf dem Papier unterstand die Alphagruppe ihm. Tatsächlich übergab Rousseau ihn jedoch, indem er seine Berichte gleich an den Direktor schickte. Um potenzielle Konflikte zu entschärfen, informierte er Jacquard über alle Aktivitäten der Alphagruppe – ohne jemals die Namen ihrer Informanten oder Details ihrer Arbeitsmethoden preiszugeben. Im Prinzip war die Alphagruppe ein Dienst innerhalb des Diensts, den Lucien Jacquard nur allzu gern unter seine Kontrolle gebracht hätte.

„Wie viel weiß er über sie?“, fragte Rousseau und starrte weiter in die Augen der Frau.

„Sie ist vor drei Jahren auf Luciens Radar erschienen.“

„Weshalb?“

„Wegen ihres Freundes.“

Bouchard legte Rousseau ein weiteres Foto hin. Es zeigte einen Mann Anfang dreißig mit kurz geschorenem Haar und dem schütterten Bart eines frommen Muslims.

„Algerier?“

„Tunesier. Ein gefährlicher Bursche. Gute Elektronik- und Computerkenntnisse. War im Irak und im Jemen, bevor er nach Syrien gegangen ist.“

„Al-Qaida?“

„Nein“, sagte Bouchard. „IS.“

Rousseau hob ruckartig den Kopf. „Wo ist er jetzt?“

„Anscheinend im Paradies.“

„Wie das?“

„Luftangriff der Koalition.“

„Und die Frau?“

„Die war vergangenes Jahr in Syrien.“

„Wie lange?“

„Mindestens ein halbes Jahr.“

„Zu welchem Zweck?“

„Sie hat offenbar eine Schießausbildung bekommen.“

„Und nach ihrer Rückkehr nach Paris?“

„Lucien hat sie zunächst unter Beobachtung gestellt. Aber dann ...“ Bouchard zuckte mit den Schultern.

„Er hat die Beobachtung einstellen lassen?“

Bouchard nickte.

„Warum?“

„Aus den üblichen Gründen. Zu viele Verdächtige, nicht genug Personal.“

„Sie war eine tickende Zeitbombe.“

„Lucien war anderer Meinung. Nach ihrer Rückkehr nach Frankreich scheint sie ihr Verhalten geändert zu haben. Sie hat den Umgang mit bekannten Fundamentalisten gemieden und sich im Internet moderat geäußert. Sie hat sogar aufgehört, den Hidschab zu tragen.“

„Alles Dinge, die ihr der Planer des Anschlags aufgetragen haben muss. Sie muss einem höchst effektiven Netzwerk angehört haben.“

„Das glaubt Lucien auch. Tatsächlich hat er dem Minister erklärt, der nächste Anschlag sei nur eine Frage der Zeit.“

„Wie hat der Minister das aufgenommen?“

„Er hat Lucien angewiesen, seine Ermittlungsakten uns zu übergeben.“

Rousseau gestattete sich ein flüchtiges Lächeln auf Kosten seines Rivalen. „Ich will *alles*, Christian. Vor allem die Überwachungsberichte aus der Zeit nach ihrer Rückkehr aus Syrien.“

„Lucien hat zugesagt, uns die Akten gleich morgen früh zu schicken.“

„Wie freundlich von ihm.“ Rousseau betrachtete nochmals das Foto der *Veuve noire*, der Schwarzen Witwe. „Wo sie jetzt wohl steckt?“

„Mit ihrem Komplizen wieder in Syrien, wenn Sie mich fragen.“

„Verwunderlich, dass sie nicht für ihre Sache sterben wollte.“ Rousseau schob die Fotos zusammen und gab sie seinem Stellvertreter zurück. „Sonstige Neuigkeiten?“

„Eine interessante Entwicklung im Zusammenhang mit Hannah Weinberg. Wie sich herausgestellt hat, gehört zu ihrer Kunstsammlung ein verschollen geglaubtes Gemälde von Vincent van Gogh.“

„Wirklich?“

„Raten Sie mal, wem sie's hinterlassen hat.“

Rousseaus Gesichtsausdruck zeigte deutlich, was er von solchen Spielchen hielt, deshalb beeilte Bouchard sich, den Namen zu nennen.

„Ich dachte, er sei tot.“

„Offenbar nicht.“

„Warum ist er nicht zur Beisetzung gekommen?“

„Wer sagt, dass er nicht dabei war?“

„Weiß er schon, dass er das Gemälde geerbt hat?“

„Dem Ministerium wäre es lieber, wenn es in Frankreich bliebe.“

„Er ist also nicht informiert worden?“